

Regina Pietsch

SOMMER KINDER



Eine Familiensaga aus dem Allgäu

PM

LAKEMAN
VERLAG

Regina Pietsch

Sommerkinder

Eine Familiensaga aus dem Allgäu

Leseprobe

Weitere Infos unter:

<https://pmlakeman-verlag.de/sommerkinder/>

[https://pmlakeman-verlag.de/product/
sommerkinder/](https://pmlakeman-verlag.de/product/sommerkinder/)



Für Bernd

Ebenfalls im PMLakeman-Verlag erschienen:

Herbsthimmel

Eine Familiensaga aus dem Allgäu – Band 2

ISBN 978-3-9823727-9-2

Regina Pietsch

SOMMER KINDER

Eine Familiensaga aus dem Allgäu

PM LAKEMAN
VERLAG

Impressum

1. Auflage 11/2024

© 2024 PMLakeman-Verlag, Römerberg

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag:

PMLakeman-Verlag, Peter Hildebrandt

Martin-Greif-Str. 42, 67354 Römerberg

E-Mail: info@pmlakeman-verlag.de

Website: pmlakeman-verlag.de

Umschlaggestaltung: Peter Hildebrandt

(nach einem Entwurf von Antonia Hentschel)

Coverschriften, Illustration und Karte: Antonia Hentschel

Bilderrahmen: iStock by Getty Images / [The_Believer_art](#)

Layout und Satz: Peter Hildebrandt

Lektorat: Lisa Joan Gabauer / Peter Hildebrandt

Korrekturat: Peter Hildebrandt

Druck und Bindung: Bookpress.eu / Polen

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige

Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche

Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-9823727-8-5

Das Angebot	7
Das gute Werk	15
Entscheidungen	29
Hochzeit	35
Annäherung	55
Klarheit	73
Der beste Freund	94
Neue Distanz	110
Trost	129
Feuer	149
Zusammenbruch	167
Erika	185
Das Flugzeug	202
Berta	226
Enthüllung	244
Tod und Freude	259
Sommerkinder	275
Streit	294
Neue Sorgen	312
Der letzte Kuss	324

Das Angebot

Mai 1916

Johanna hörte die laute Stimme ihrer Vermieterin Hermine Bentele, schwere Schritte auf der Treppe, dann klopfte es an der Tür. Sie saß wie jeden Nachmittag von Montag bis Freitag an ihrem Tisch in der winzigen Nische, die ihr als Küche diente, und bereitete sich auf den nächsten Schultag vor. Nur selten bekam sie Besuch, und dann nur von Frauen. Heute waren es eindeutig Männerschritte. Doch wenn die sittenstrenge Vermieterin einen männlichen Besucher hereingelassen hatte, dann würde sie den unangekündigten Gast sicher empfangen können.

Neugierig öffnete sie die Tür, es war Pfarrer Pfrengle, der auf dem kleinen Treppenabsatz stand. Mit ernster Miene blickte er sie an, die buschigen grauen Augenbrauen streng zusammengezogen.

Schwer atmend streckte er ihr die rechte Hand zum Gruß entgegen. »Grüß Gott, Fräulein Kohlmeier, ich hoffe, ich störe Sie nicht?«

Johanna schaute an seiner massigen Gestalt vorbei. Während sie nach Frau Bentele sah, die unten am Treppenabsatz stand und versuchte mitzuhören, erwiderte sie den Handschlag.

Der Pfarrer, immer noch außer Atem, schob hastig die zweite Frage nach: »Kann ich hereinkommen?«

Offensichtlich wollte er unter vier Augen mit ihr sprechen.

Johanna war verwirrt. Was konnte so wichtig sein, dass der Pfarrer sie an einem Freitagnachmittag besuchte? Noch immer sprachlos, öffnete sie die Wohnungstür etwas weiter, um ihn hereinzulassen.

In ihrer kleinen Wohnung schob sie ihn zur Kochnische, dort am

Esstisch gab es die einzige Sitzgelegenheit. Schnell packte sie die ausgebreiteten Bücher und Schreibutensilien zusammen und legte sie in der angrenzenden Schlafkammer auf das Bett.

Bevor sie ihm einen Platz anbieten konnte, setzte sich der Pfarrer vorsichtig auf einen der beiden alten und wackeligen Stühle. In der Nische wirkte sein schwerer Körper deplatziert und noch eindrucksvoller als in der Kirche.

Während des kurzen Aufräumens fand Johanna ihre Fassung wieder. »Möchten Sie etwas trinken, Hochwürden?«

»Nein danke, Fräulein Kohlmeier, ich werde nicht lange bleiben.« Er faltete die Hände im Schoß, dabei schaute er sich mit seinen grauen Augen flink in der Küche um.

Sie setzte sich ihm gegenüber und klemmte sich hektisch einige schwarze Haarsträhnen hinter das Ohr, die sich während der Korrekturarbeiten gelöst hatten.

Er begann mit einem allgemeinen Gespräch über die Gemeinde und lobte ihre Arbeit in der örtlichen Schule. »Das Fräulein Kohlmeier ist so fleißig, man hört nur Gutes. Wir danken Gott, dass wir Sie hier in Wieshofen haben.«

Johanna merkte, dass er das Gespräch in die Länge zog. Was will er nur hier, fragte sie sich. Sie wurde immer nervöser und konnte sich nur mit großer Mühe beherrschen, nicht ständig an ihrem Rock herumzuzupfen.

Letztlich ging dem Pfarrer der Gesprächsstoff aus.

Nachdem er sich mehrmals geräuspert hatte, sagte er mit kratziger Stimme: »Liebes Fräulein Kohlmeier, Sie kennen sicher Karl Feldle, den Käser aus Wieshofen? Seine beiden Ältesten sind doch bei Ihnen in der Schule.«

Johanna nickte.

»Der arme Mann hat vor vier Wochen seine Frau Theresia verloren«, fuhr er fort. »Sie ist im Kindbett gestorben, der kleine Erwin ist das sechste Kind. Jetzt sind die drei Kleinsten bei den Nachbarn untergebracht, er kann ja nicht die Kinder versorgen und

gleichzeitig die Käserei führen. Und für den kleinen Erwin braucht's immer noch eine Amme! Nur die zwei Ältesten sind daheim geblieben, die werden von Karls Mutter versorgt.«

Er hatte schnell gesprochen und schnappte nach Luft. Johanna sah ihn an und fragte sich, was er nun von ihr erwartete.

Erneut räusperte er sich und sagte: »Ja, der Karl, der ist jetzt völlig verzweifelt.« Er schaute auf seine Hände und holte tief Luft, bevor er weitersprach. »Der braucht möglichst schnell wieder eine Frau.«

Langsam ahnte Johanna, worauf das Gespräch hinauslaufen würde, und konnte nicht glauben, was sie da hörte. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und atmete tief durch.

Ohne auf ihre Reaktion zu warten, wechselte Pfarrer Pfrengle in seinen sonoren Kanzelton.

»Liebes Fräulein Kohlmeier, ich habe dabei an Sie gedacht. Sie sind doch sicher auch meiner Meinung, dass es das Beste wäre, wenn Sie den Karl heiraten? Sie tun ein gutes Werk, der Herrgott wird's Ihnen vergelten.« Scheinbar froh, diese ungewöhnliche Bitte losgeworden zu sein, sah er sie erleichtert an.

Jetzt war es Johanna, die sich geräuschvoll räusperte. Was war denn das für eine Bitte, oder war es ein Befehl? Der Pfarrer hatte sich schon in so manche Familienplanung der Gemeinde eingemischt. Aber immerhin war sie Lehrerin und für die Menschen im Dorf, von denen manche kaum lesen und schreiben konnten, eine Respektsperson.

»Hochwürden, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Hat der Herr Feldle Sie etwa zu mir geschickt?«

»Nein, nein, mein liebes Kind! Sie wissen doch, der Karl ist ein einfacher Mann und außerdem in Trauer.« Er machte eine Pause, dann fuhr er fort. »Sie wissen, das Wohlergehen meiner Gemeindeglieder ist das Wichtigste für mich. Das Schicksal vom Karl geht mir sehr an die Nieren, das können Sie mir glauben. Und die armen Kinder, die sollen doch in einem gut geführten Haushalt aufwachsen. Die brauchen eine Mutter.«

Johanna beugte sich vor. »Ja, aber Hochwürden –«

»Fräulein Kohlmeier«, unterbrach er sie und breitete die Arme aus, »ich habe zu unserem Herrgott gebetet, und er hat mir geholfen, eine Lösung zu finden.« Seine Augen blitzten triumphierend. »So viele passende Frauen gibt es in unserer Gemeinde nicht«, erklärte er weiter. »Es gibt zwar viele junge Mädchen im heiratsfähigen Alter, aber in den Feldle-Haushalt gehört eine Frau, die mit beiden Beinen fest im Leben steht. Eine Frau, die weiß, was es heißt, anzupacken, und die schon Erfahrung mit Kindern hat. Es sind ja sechs Kinder zu versorgen! Und wer hätte mehr Erfahrung mit Kindern vorzuweisen als Sie, liebes Fräulein Kohlmeier?«

Er schaute sie stolz an.

Fast hätte Johanna aufgelacht. So einfach konnte nur ein Mann denken, der selbst keine Kinder hatte. Sie wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Gern wäre sie ihrem ersten Impuls gefolgt und hätte laut »Nein!« gesagt, aber der von Kindesbeinen an eingeübte Respekt vor dem Pfarrer hinderte sie daran.

Um Zeit zu gewinnen, fragte sie: »Und wie stellen Sie sich das vor, Hochwürden? Soll ich jetzt einfach Ja sagen, und nächste Woche werden wir getraut?«

Pikiert zog der Pfarrer die Augenbrauen in die Höhe. »Nein, natürlich nicht, mein liebes Kind. Denken Sie erst einmal ein paar Tage darüber nach, dann sprechen wir wieder miteinander.« Er rutschte auf dem Stuhl weiter nach vorn. »Und wenn Sie sich die Heirat vorstellen können, unterhalte ich mich mit Karl, und dann können Sie beide sich bei mir im Pfarrhaus kennenlernen.«

Umständlich raffte er seine weit geschnittene, schwarze Soutane zusammen und bemühte sich, aus der kleinen Nische herauszukommen, ohne den Stuhl umzuwerfen. Plötzlich schien er es sehr eilig zu haben, den Besuch zu beenden.

Johanna erhob sich ebenfalls. Oft störte sie sich an ihrer Körpergröße von einem Meter fünfundsiebzig, damit war sie größer als die meisten Frauen. Aber es gefiel ihr, dass sie fast auf gleicher Höhe mit dem Pfarrer stand.

»Vergelt's Gott, liebes Fräulein Kohlmeier. Melden Sie sich

nächste Woche bei mir im Pfarrhaus. Sie werden sehen, es ist das Richtige, es ist Gottes Wille, dass Sie Karl Feldle heiraten.«

Sie sah ihm fest in die Augen. Er erwiderte ihren Blick nur kurz, und nach einem festen Händedruck eilte er durch die Wohnungstür, die steilen Treppenstufen hinab.

Johanna lehnte sich an die Tür und lauschte den sich entfernenden Schritten. Was war das denn gewesen? Sie wusste, dass das Leben manchmal die unglaublichsten Geschichten schrieb. Aber eine solche Bitte? Nein! Sie hatte diesen Beruf aus fester Überzeugung gewählt und sich bewusst dem Lehrerinnenzölibat unterworfen. Bald würde sie ihren neunundzwanzigsten Geburtstag feiern, und wenn sie ihr Leben mit dem von Frauen verglich, die früh geheiratet und schon ein paar Kinder bekommen hatten, dann war sie rundum zufrieden. Sie war nur für sich selbst verantwortlich, und das gefiel ihr außerordentlich gut.

Dennoch überkam sie plötzlich Wehmut, und sie dachte an ihre Jugend zurück.

Natürlich hatte sie als junges Mädchen wie ihre Freundinnen davon geträumt, sich in einen Mann zu verlieben. Was ihr Aussehen betraf, stand sie ihren Freundinnen in nichts nach. Im Gegenteil: Um ihr dickes, glattes, dunkelbraunes Haar wurde sie ebenso beneidet wie um ihre langen, dichten Wimpern. Ihre mandelförmigen Augen waren braun-grün gesprenkelt, fast wie Katzenaugen, bemerkte ihre Schulfreundin Anna einmal. Sie selbst hätte sich aber nie als besonders hübsch bezeichnet, und dass sie größer war als viele der gleichaltrigen Jungs, machte sie als junges Mädchen schüchtern. Trotzdem ging sie mit ihren Freundinnen zur Kirchweih oder zum Tanz. Und natürlich genoss sie es, wenn die jungen Burschen sie ein ums andere Mal zum Tanz aufforderten. Aber sie benahm sich dabei nie so geziert wie die anderen Mädchen. Das eitle Gehabe war ihr fremd. Deren Hochzeitsträume, in denen sie sich im weißen Kleid vor dem blumengeschmückten Traualtar sahen, teilte sie nicht. Bei diesen Gedanken fühlte sie immer eine Enge, die sie als

junges Mädchen nicht näher beschreiben konnte. Als aber dann ihr Vater seinen Entschluss verkündete, sie mit dem etwas langsamen Sohn des Schreiners Meier, ihrem Nachbarn, zu verheiraten, erwachte etwas in ihr. Plötzlich wurde ihr klar, was sie wollte und vor allem, was sie nicht wollte. Auf keinen Fall wollte sie ihr Leben in der dunklen Enge der Wangener Roßgasse verbringen. Sie wollte ihr Leben nicht mit einem Mann teilen, der nur mit Mühe lesen und schreiben konnte, und dessen Rechenkünste wahrscheinlich nicht weit hinter dem kleinen Einmaleins endeten.

Sollte sie ihr schönes, selbstbestimmtes Leben aufgeben, um »ein gutes Werk« zu tun, wie der Pfarrer es nannte? Sich einem Mann zuwenden, der vielleicht nicht besser war als der Nachbarssohn? Und den sie nur vom Sehen kannte, den sie vielleicht gar nicht mochte? Ihre Mutter hatte immer gesagt, dass Eheleute vor allem gute Freunde sein sollten und Liebe nicht so wichtig sei. Aber vielleicht konnten Karl Feldle und sie nicht einmal Freunde werden! Was dann? Und die vielen Kinder, das Kleinste erst ein paar Monate alt! Wie würden sie reagieren, wenn da plötzlich eine fremde Frau zu ihnen ins Haus käme? Würde sie ihnen eine gute Mutter sein können? Und würde der Feldle auch mit ihr Kinder haben wollen?

Jetzt stand Johanna der Schweiß auf der Stirn. Der Gedanke machte ihr Angst, ihr Herz klopfte einen Takt schneller. Intimität mit einem Mann hatte sie bisher nicht erfahren.

Ihre Gedanken rasten, an eine konzentrierte Vorbereitung auf den nächsten Schultag war nicht mehr zu denken. Johanna bekam Kopfschmerzen. Sie blickte durch das Küchenfenster und sah Frau Bentele im Gemüsegarten Unkraut jäten. Erleichtert, einen Vorwand zu haben, um die Wohnung zu verlassen, nahm sie ihre Schürze vom Haken und ging nach unten in den Garten.

»Brauchen Sie Hilfe?«

Frau Bentele nahm das Angebot sofort an. Natürlich konnte die Vermieterin ihre Neugier nicht zügeln. »Der Pfarrer war aber nicht

lange bei Ihnen. Was wollte er denn?«, fragte sie und schaute Johanna forschend an.

Mit Frau Bentele die Frage einer Heirat zu erörtern, war wirklich das Letzte, was Johanna sich vorstellen konnte. Um Zeit zu gewinnen, ging sie ein paar Schritte an den Rand des Gemüsegartens und begutachtete das frische Grün der Johannisbeersträucher.

Ihre Vermieterin gab noch nicht auf. »So sagen Sie doch, was er von Ihnen wollte!« Mit hochgezogenen Augenbrauen fügte sie hinzu: »Oder ist es ein Geheimnis?«

Johanna wusste, sie würde um eine Antwort nicht herumkommen. »Nein, es ist kein Geheimnis«, antwortete sie zögernd. »Er hatte ein paar Ideen für den Religionsunterricht.«

Sie war froh über diesen Einfall, konnte aber Frau Benteles Miene entnehmen, dass sie noch nicht zufrieden war.

»So, so, der Herr Pfarrer bespricht also seinen Unterricht mit Ihnen«, antwortete sie spitz. Als Johanna nur nickte, bückte sie sich und fuhr mit energischen Bewegungen fort, Unkraut zu rupfen.

Johanna versuchte das Gespräch auf den Gemüsegarten zu lenken und ließ sich genau erklären, wann welche Samen in den Boden gebracht werden mussten. Die Konzentration auf das für sie neue Thema lenkte sie ein wenig von der anstehenden Lebensentscheidung ab, die ihr aufgezwungen wurde.

Als sie zwei Stunden später verschwitzt und mit schmutzigen Händen wieder in ihre Wohnung zurückkehrte, fühlte sie sich leichter. Die körperliche Arbeit und die würzige Allgäuer Frühlingsluft hatten ihr gutgetan.

In der Nacht schlief Johanna unruhig. Im Traum sah sie sich in einer riesigen Küche stehen, die so groß war wie ihr Klassenzimmer. Auf dem heißen Herd standen Töpfe, jeder so groß wie ihr Waschzuber. Überall dampfte und brodelte es, und sie versuchte gleichzeitig in allen Töpfen zu rühren und ein Brot aus der Backröhre zu

ziehen. Unzählige Kinder rannten in der Küche im Kreis herum und schrien unaufhörlich: »Wo ist unsere Mutter? Wo ist unsere Mutter?« Noch vor Sonnenaufgang wachte sie erschrocken auf. An ein erneutes Einschlafen war nicht zu denken.

Sie stand auf und setzte sich im Nachthemd an das halboffene Küchenfenster. Die Luft war noch kühl. Sie sah zu, wie die Sonne langsam aufging, und genoss die ersten Sonnenstrahlen, die ihr Gesicht wärmten.

Das gute Werk

In den nächsten Tagen schaute sie in der Schule ganz genau auf Martin und Josefine Feldle. Beide hatten große Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Sie waren groß gewachsen, von schmaler Statur, hatten dunkles Haar und fast schwarze Augen. Wenn Martin nicht einen halben Kopf größer als Josefine gewesen wäre, hätte man sie für Zwillinge halten können. Die Geschwister waren noch nie besonders wild oder lebhaft gewesen. Aber seit dem Tod der Mutter wirkten sie noch ernster und ruhiger als sonst. Ob Johanna dazu beitragen konnte, dass die beiden wieder etwas fröhlicher durchs Leben gingen?

Am Sonntagmorgen klopfte ihr das Herz bis zum Hals, sicher würde sie Karl Feldle im Gottesdienst sehen.

Die kleine Kirche der Nachbargemeinde Lenzhofen war wie immer gut gefüllt. Die Frauen saßen auf der linken, die Männer auf der rechten Seite des Kirchenschiffes.

Möglichst unauffällig schaute Johanna auf die Bänke, in denen die Männer saßen. Drei Reihen vor ihr, auf der anderen Seite, entdeckte sie Karl Feldle. Zwischen den Gottesdienstbesuchern hindurch konnte sie einen Blick auf seinen Rücken werfen. Er war größer als viele Männer, schmal, fast hager. Selbst im Sitzen überragte er seine Banknachbarn um einen halben Kopf. Ihr fiel gleich auf, dass die schwarzen, leicht gewellten Haare frisch gewaschen und ordentlich gekämmt waren. Nicht alle Männer hielten das am Sonntag für nötig, weil es ihnen egal war, wie sie dem Herrgott gegenübertraten. Karl Feldle sah das offenbar anders.

Warum interessiert mich das eigentlich? Sie wunderte sich über ihre Gedankengänge. Ob und wie oft dieser Mann sich wäscht oder nicht, was geht mich das an?

Sie war tief in Gedanken versunken, dem Geschehen im Gottesdienst folgte sie nur mechanisch, als der Pfarrer plötzlich seine Stimme zur Predigt erhob und in das Kirchenschiff schmetterte: »Gute Werke, das ist es, was unser Herrgott sehen will!«

Johanna zuckte zusammen. Bildete sie sich das nur ein, oder sah der Pfarrer sie direkt an? Nein, er ließ den Blick über die zahlreichen Gottesdienstbesucher schweifen.

»Und nun fragt ihr euch sicher, auf welche Weise ihr gute Werke tun könnt.« Er hob die rechte Hand, um seine Worte zu bekräftigen. »Da gibt es zunächst eine große Voraussetzung: Glaubt an den, den der Vater gesandt hat, glaubt an unseren Herrn Jesus Christus.« Er machte eine Pause, um tief durchzuatmen, und Johanna fühlte seinen Blick auf sich ruhen. »Dann seid ihr in der Lage, gute Werke zu tun, gute Werke, die gottgefällig sind und nützlich für die Menschen, mit denen ihr lebt.«

So ging es weiter. Seine Predigt untermalte er wie immer mit großen Gesten, dabei schaute er ausdrucksvoll in die Höhe, als ob der Herrgott den Predigttext an die Kirchendecke genagelt hätte.

Dann blickte der Pfarrer wieder in ihre Richtung – mehrmals und eindringlich. Nein, das bildete sie sich nicht ein, das fiel sogar ihrer Freundin und Banknachbarin Ella auf, die sie prüfend von der Seite anschaute. Auch Frau Bentele in der Reihe vor ihr drehte sich mit irritiertem Blick um. Johanna versuchte ruhig zu bleiben. Was bildete der Pfarrer sich ein? Wollte er Druck auf sie ausüben?

Sie wünschte sich an einen anderen Ort. Warum musste ausgerechnet sie vor einer solchen Entscheidung stehen? War der Herrgott mit ihrem Lehrerinnenleben nicht zufrieden?

Sie konnte nicht anders. Beim Hinausgehen schaute sie wieder in die Richtung von Karl Feldle. Ihre Blicke trafen sich kurz, und er nickte ihr freundlich zu. Natürlich kannte er sie, sie war die Lehre-

rin seiner Kinder. Aber sie erschrak über seinen Anblick: Er hatte rotgeränderte Augen, sein schmales, noch jungenhaftes Gesicht wirkte tieftraurig und verhärtet. Hinter ihm gingen seine Eltern. Seine Mutter hatte die beiden Großen, Martin und Josefine, an der Hand.

Einem ersten Impuls folgend wollte Johanna die Kinder ansprechen, aber sie fühlte einen dicken Kloß im Hals und brachte nur ein »Grüß Gott« in ihre Richtung heraus.

Es war ein wunderbarer Maitag mit milden Temperaturen und Johanna ging nach der Kirche gemeinsam mit ihrer Freundin Ella zur Gaststätte Rössle. Das Gasthaus führten Ellas Eltern und Johanna ließ sich dort ein herzhaftes Mittagessen schmecken.

Danach spazierte sie mit der zehn Jahre jüngeren Ella über die frischen, grünen Wiesen. Seit ihren ersten Tagen im Schulhaus von Wieshofen hatten sie sich trotz des Altersunterschiedes gut verstanden. Die gemeinsame Zeit sollte jedoch schon bald weniger werden, da Ella im Juni ihren Verlobten Kilian aus Wangen heiraten wollte. Zwar würden die beiden in Wieshofen wohnen bleiben, da Kilian als Koch im Gasthaus von Ellas Eltern arbeitete, aber das Paar wünschte sich mindestens drei Kinder, da bliebe sicher keine Zeit mehr für sonntägliche Spaziergänge. Johanna seufzte. Eigentlich wollte sie diesen Tag besonders genießen, aber sie konnte sich nur schwer auf die Plauderei mit ihrer Freundin konzentrieren. Immer wieder schweiften ihre Gedanken zu Karl Feldle ab, aus dessen Blick unendliche Trauer gesprochen hatte.

Ella dagegen freute sich unbändig auf die Hochzeit und erzählte Johanna zum wiederholten Mal, wie schwer sie sich mit der Tischordnung tat.

Der Sonntagabend war still wie immer. Die gleichförmige Routine in der Vorbereitung auf die Schulwoche brachte ihr zunächst ein wenig Ruhe. Sie bügelte den Kragen ihrer weißen Bluse, als ein Gedanke sie durchfuhr: Was wäre, wenn sie der Bitte des Pfarrers

nachkäme, der Karl Feldle sie aber nicht heiraten wollte? Unwillkürlich musste sie lachen, denn sie war die ganze Zeit davon ausgegangen, dass sie für diesen Mann – Kinder hin, Kinder her – die richtige Frau zum Heiraten war. Was, wenn er sich von dem Plan des Pfarrers genauso überrumpelt fühlte wie sie? Schließlich hatte er seine Frau verloren und vielleicht wollte er eine lange Trauerzeit einhalten? Und wie würde der Pfarrer mit einem Nein, egal von welcher Seite, umgehen? Würde er es akzeptieren oder noch mehr Druck ausüben?

Fast hätte sie den Blusenkragen verbrannt, so vertieft war sie in ihre Gedanken. Sie schalt sich selbst: »Reiß dich zusammen!«, rief sie laut in ihrem strengsten Lehrerinnenton.

Zur Ablenkung nahm sie die Frauenzeitschrift *Häuslicher Ratgeber* zur Hand, die Ella seit kurzem las und ihr gegeben hatte. Aber die Artikel boten keine Ablenkung, sondern erinnerten sie an die Führung eines Haushaltes mit Mann und Kindern. Sie legte die Zeitschrift schnell wieder beiseite.

In dieser Nacht hatte sie erneut einen verstörenden Traum. Sie war in der Kirche von Lenzhofen, das Kirchenschiff war gut gefüllt, nur in ihrer Bank saß niemand.

Als der Gottesdienst begann, drehten sich alle Besucher zu ihr um und sahen sie mit kritischen Mienen an. Der Pfarrer betrat die Kanzel und rief laut: »Gute Werke, gute Werke!« Immer und immer wieder, bis die versammelte Gemeinde nach und nach in diesen Sprechchor einstimmte.

Alle standen auf, drehten sich zu ihr hin und klatschten rhythmisch in die Hände. »Gute Werke, gute Werke«, skandierten sie immer lauter. Sie wollte nur noch fliehen, verließ die Bank und rannte durch den Mittelgang dem Hauptportal zu.

Mit aller Kraft stieß sie die schweren Kirchentüren auf, da stand Karl Feldle mit seinen sechs Kindern und schaute sie vorwurfsvoll an. Allen rannen Tränen über die Wangen. Sie wollte weiterrennen, doch es ging nicht, ihre Füße waren schwer wie Blei, irgendetwas

hielt sie fest. Nach Atem ringend und mit heftig klopfendem Herzen wachte sie auf. Bis zum Morgen kam sie nicht mehr in einen erholsamen Schlaf.

Wie gerädert stand sie am Montagmorgen auf, der *Häusliche Ratgeber* lag noch auf dem Küchentisch. Verwirrt und verärgert warf sie ihn auf den Boden.

»Du sollst was?« Ella schaute Johanna entgeistert an. »Den Feldle heiraten?« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Das kann er doch nicht ernst meinen!«

Johanna nickte. »Doch, das meint er ernst. Du hättest sehen sollen, wie er mich angeschaut hat. Und letzten Sonntag in der Kirche, diese Predigt über die guten Werke.« Sie seufzte, bevor sie hinzufügte: »Das war doch eindeutig für mich bestimmt.«

Es war ein lauer Samstagabend, im Gasthaus Rössle spielte die Blasmusikkapelle von Wieshofen, und Johanna hatte ihre Freundin gebeten, sie auf ein Gespräch nach draußen zu begleiten.

»Aber er kann doch nicht allen Ernstes von dir verlangen, dass du einen Mann heiratest, den du überhaupt nicht kennst?«

Johanna antwortete nicht sofort und spürte den forschenden Blick ihrer Freundin auf sich ruhen. »Und was denkst du eigentlich darüber? Du wirst doch wohl ablehnen ... oder etwa nicht?«

Johanna atmete schwer und schaute auf ihre Hände. »Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Zuerst habe ich gedacht, ich sage Nein, ganz klar. Ich kann doch nie im Leben dieser Bitte nachkommen. Aber mittlerweile –« Sie stockte.

Ella lachte auf. »Du machst dir wirklich Gedanken darüber, ob du den Feldle heiraten sollst?« Sie nahm ihre Hände, Johanna versuchte ihrem Blick auszuweichen. »Das kann doch nicht wahr sein! Du hast dein schönes Lehrerinnenleben, die Kinder lieben dich und du bist im Dorf anerkannt. Alle respektieren dich und alle ...« Ella schnaubte und schaute Johanna ratsuchend an.

»Ich glaube es ja selbst kaum und verstehe mich nicht. Manchmal denke ich, ich werde verrückt. Ich kann nur noch darüber

nachdenken, ob ich heiraten soll oder nicht. Es zerreißt mich fast, deshalb musste ich heute mit dir sprechen.«

»Dein Vertrauen ehrt mich, aber was soll ich dir raten? Auf der einen Seite beneide ich dich um dein selbständiges Leben und bin stolz darauf, dass du meine Freundin bist. Aber auf der anderen Seite bin ich eine Frau, die heiraten will, die Kinder haben will. Und ich denke, dass das Leben, das ich haben möchte, nicht dein Leben ist.«

Johanna nickte. »Du hast sicher recht. Unsere Wünsche, die wir an das Leben stellen, könnten unterschiedlicher nicht sein. Aber trotzdem –« Sie schluckte schwer. »Ich schäme mich auch ein bisschen.« Sie fühlte, wie sie rot wurde.

Ella stupste sie mit dem Ellenbogen an. »Na komm schon, wo für solltest du dich denn schämen?«

»Ich bin so alt und habe überhaupt keine Erfahrung mit Männern, ich weiß nicht –« Sie stockte, versuchte die Rte zu unterdrücken, die ihr Gesicht überzog, und fuhr dann flüsternd fort: »In der Woche bevor der Pfarrer kam, habe ich geträumt, ein Kind zu haben, ich habe ihm die Brust gegeben, es war schön.« Die letzten Worte waren fast nicht zu hören. Als Ella nicht antwortete und sie nur ungläubig anschaute, ergänzte sie etwas lauter: »Und dann kommt der Pfarrer und stellt mir in Aussicht zu heiraten, eine Familie zu haben. Und vielleicht bekomme ich ja auch noch eigene Kinder!« Sie knetete ihre Finger. »Ich denke, das ist ein Zeichen Gottes.«

Ella schüttelte den Kopf. »Glaubst du das wirklich? Das kann auch alles nur Zufall sein. Und man träumt halt manchmal komische Sachen. Du hast jeden Tag mit Kindern zu tun, da ist es doch kein Wunder, dass du von Kindern trumst!«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht sollte ich zur Jungfrau Maria beten. Vielleicht finde ich bei ihr eine Antwort.«

Ella reagierte nicht darauf, stattdessen fragte sie: »Wieso bist du eigentlich Lehrerin geworden? Denk mal daran! Vielleicht hilft dir das, eine Entscheidung zu treffen.«

Die Musik machte Pause und ein paar schwitzende, sich laut unterhaltende Musiker traten ins Freie.

Johanna beobachtete sie einen Moment, bevor sie antwortete: »Unser Lehrer hat mit meinen Eltern gesprochen und ihnen empfohlen, mich aufs Gymnasium zu schicken. Mir war schon als Kind klar, dass ich mein Leben nicht in Wangen, in der dunklen Roßgasse verbringen will. Und das Gymnasium erschien mir wie ein Schiff, das mich da herausbringt. Meine Mutter hat mich unterstützt, aber es gab viel Streit mit meinem Vater. Der wollte mich nämlich mit dem Sohn vom Nachbarn verheiraten.« Johanna schüttelte sich ein wenig bei der Erinnerung. »Na ja, irgendwann hat mein Vater klein beigegeben, und ich durfte aufs Gymnasium gehen. Dort waren zwei Klassenkameradinnen, die sich für das Lehrerinnenseminar eingeschrieben haben. Und mir hat die Vorstellung gefallen, als Lehrerin vor einer Schulklasse zu stehen. Über das Drumherum, ob ich dann heiraten darf oder nicht, habe ich mir ehrlicherweise nicht so viele Gedanken gemacht. Hauptsache, ich musste den Nachbarssohn nicht heiraten.«

»Und was haben deine Eltern dazu gesagt?«

»Mein Vater hat ja gehofft, dass ich nach dem Gymnasium daheimbleibe, und dass er mich doch zu der von ihm angedachten Heirat bringt. Meine Mutter war gleich begeistert von meinen Plänen. Ich glaube, sie hätte selbst gern eine weiterführende Schule besucht. Sie hatte nie die Chance, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, sie war erst achtzehn, als sie geheiratet hat. Und sie kam aus einem sogenannten guten Haus. Ihr Vater hatte bestimmt eine bessere Partie für sie im Kopf als einen Handwerker. Na ja, und mein Vater hat dann halt wieder viel geschimpft, er hat wohl gedacht, er könnte mich kleinkriegen.« Sie hob den Kopf und schaute Ella direkt in die Augen. »Aber das hat er nicht geschafft. Ich habe meinen Willen durchgesetzt und jetzt bin ich hier.«

Doch dann fühlte sie die Last der bevorstehenden Entscheidung und ließ den Kopf wieder sinken.

Ella beugte sich vor und nahm sie in die Arme. »Meine liebe

Freundin, wie gern würde ich dir sagen, was du tun sollst. Aber wie kann ich das?«

»Fräulein Kohlmeier, Fräulein Kohlmeier!«

Johanna bemerkte erst mit Verspätung, dass sich die sechsjährige Paula gemeldet hatte. Sie riss sich von der Betrachtung von Josefines Hinterkopf los, die sich konzentriert über die Schiefertafel beugte und nur ab und zu aufschaute, um die nächste Rechenaufgabe von der Wandtafel abzuschreiben.

»Was ist denn, Paula?« Johanna versuchte sich wieder auf den Unterricht zu konzentrieren. In den letzten Tagen war ihr das nur mit Mühe gelungen. Immer wieder schweiften ihre Gedanken zu dem Angebot des Pfarrers ab, immer wieder ertappte sie sich dabei, wie sie Josefine und Martin besonders intensiv beobachtete. Waren die beiden noch schmalere und stiller als sonst? Bekamen die Kinder vielleicht nicht genug zu essen?

Paula hatte gerade zu einer Antwort angesetzt, da läutete die Schulglocke und riss Johanna von ihren Gedanken los. Zeit für die große Pause.

Sie begleitete die Kinder vor das Schulgebäude. Wie immer stieg der Lärmpegel sofort an, die meisten Kinder nutzten die Zeit, um miteinander zu spielen. Ein wildes Fangspiel war angesagt, bei dem die Kleinen großzügigerweise einen Vorsprung erhielten. Johanna setzte sich auf die Bank vor dem kleinen Schulgebäude. Sie beobachtete die langsam am blauen Himmel entlangziehenden Schäfchenwolken, als sie durch einen lauten Schrei aufgeschreckt wurde. Sie sah sich um. Josefine saß am Boden, starrte mit großen Augen auf ihr blutendes Knie und vergoss ein paar Tränen.

Schnell lief Johanna zu ihr und ging in die Hocke. »Lass mich mal sehen.« Dabei legte sie einen Arm leicht auf Josefines Schultern. »Mein Knie blutet«, stammelte das Mädchen zwischen zwei Schluchzern.

Johanna lächelte. »Ja, das sehe ich. Versuch mal aufzustehen, dann gehen wir hinein und säubern die Wunde.«

Sie griff Josefine unter die Arme, die sich langsam erhob und an Johannas Seite ins Schulhaus humpelte.

Die Wunde war zum Glück nicht tief und schnell gesäubert.

»Ich schlage vor, dass du heute auf weitere Fang- und Rennspiele verzichtest. Dein Knie braucht etwas Schonung«, sagte Johanna und lud Josefine ein, sich für die restliche Pausenzeit zu ihr auf die Bank zu setzen.

Josefine nahm die Einladung an und zeigte mit tapferer Miene ihre Wunde, die vor allem von den jüngeren Schülern bewundert wurde.

Am Nachmittag marschierte Johanna zur Kirche von Lenzhofen. Als sie am Feldle-Haus vorbeikam, schaute sie intensiver als sonst in den Hof und den Garten. Vielleicht war Josefine da, dann konnte sie fragen, ob das aufgeschlagene Knie noch wehtat. Und vielleicht konnte sie dabei auch einen Blick auf Karls Mutter werfen. Sie kannte die Frau, die beim Kirchengang stets einen strengen Blick zur Schau trug, nicht persönlich.

Aber es war still rund um das Haus, und sie ging weiter. Dabei dachte sie noch einmal an den Vormittag. Es hatte sich seltsam vertraut angefühlt, als sie Josefines verletztes Knie versorgte. Irgendwie – sie suchte das passende Wort –, irgendwie richtig hatte es sich angefühlt. Sie schüttelte den Kopf. Wieso nur?

In Lenzhofen angekommen, betrat sie die leere Kirche. Sie hoffte sehr darauf, im Gebet Hilfe für die anstehende Entscheidung zu erhalten. Schnell übertrug sich die beruhigende Stille auf sie.

Sie setzte sich weit vorn in eine Bank. Jesus am Kreuz schien sie direkt anzusehen. Obwohl in dem fein geschnitzten und gemalten Gesicht so viel Schmerz zu sehen war, wirkten die Augen ruhig, fast gütig. Sie schaute still zurück. Wie war es ihm ergangen? Sein Lebensweg war vorgezeichnet gewesen, von ihm waren viele Opfer verlangt worden. Das größte Opfer sogar, sein Leben hatte er herge-

geben! Hatte auch er gehadert? Hatte er ein anderes Schicksal für sich gewollt?

Still saß sie da, spürte ihren Herzschlag: kraftvoll und gleichmäßig. Wie wäre es, wenn sie mit der Kraft ihres Herzens anderen Menschen Trost und Kraft geben könnte? Wenn sie vielleicht sogar neues Leben schenken könnte?

Tränen rannen ihr übers Gesicht, sie hätte nicht sagen können, ob aus Angst oder Freude. Die Tränen brachten ihre Gedanken zu ihrer besonderen Trösterin, der Jungfrau Maria. Sie stand auf und ging ins Seitenschiff, zu dem kleinen, mit Blattgold verzierten Altar, zündete eine Kerze an und kniete nieder.

Sie gab sich ihren Gedanken hin: Wie war das bei Maria gewesen? Wie hatte sie sich ihr Leben vorgestellt? Sicher hatte sie nicht gedacht, dass sie mit ansehen musste, wie ihr Sohn getötet wurde. War sie immer stark gewesen? Oder hatte es Momente gegeben, in denen sie zweifelte? Momente, über die in den Büchern nichts stand. Wie hatte sie es geschafft, ihr Schicksal anzunehmen?

Johanna fragte sich, ob sie das auch schaffen konnte. Ob der Herrgott wirklich der Meinung war, dass sie die Richtige für diese Aufgabe war. Ich bin doch eine ganz normale Frau, dachte sie und hätte den Satz am liebsten herausgeschrien.

Plötzlich konnte sie die stumme Zwiesprache nicht mehr aushalten. Obwohl sie das stille Gebet bevorzugte, sprach sie die Worte des Mariengebets laut aus. Sie schluchzte auf, sie schwitzte, ihre Hände zitterten unkontrolliert in ihrem Schoß.

Mit tiefen Atemzügen versuchte sie sich zu beruhigen und betete das Mariengebet noch einige Male mit lauter Stimme. Sie wurde ruhiger, ihre Stimme leiser, bis das Gebet in einem fast lautlosen Wispern endete.

Wie immer hatte die Nähe zur Jungfrau Maria sie getröstet. Der Herrgott hatte sie schon einmal geleitet und ihr den Weg zum Lehrerinnenberuf gezeigt. Wenn ihr Weg nun eine neue Richtung einschlagen sollte, würde der Herr sie auch dabei begleiten.

Gestärkt und frohgemut verließ sie nach einer Stunde die Kirche, blinzelte in die milde Maisonnette und nahm sich vor, an einem der nächsten Tage mit dem Pfarrer zu sprechen.

Die Mailuft war an diesem Samstagmorgen ungewöhnlich frisch, Johanna ärgerte sich, dass sie nur einen dünnen Schal über ihre Bluse geworfen hatte. Die Sonne hatte so verheißungsvoll durch das Küchenfenster geschienen, dass sie die dicke Strickjacke hatte hängen lassen. Jetzt fröstelte sie, wenn die Windböen über das Feld von Balzenhofen herüberwehten. Hoffentlich würde ihr der Pfarrer eine Tasse Tee anbieten. Als sie vor der Tür des Pfarrhauses stand und die Hand hob, um anzuklopfen, merkte sie, dass sie nicht nervös war. Sollte sie das nicht sein? Ging es nicht um eine große, alles verändernde Lebensentscheidung?

Sie kam nicht dazu, sich weiter über sich selbst zu wundern, denn die Tür wurde mit einem lauten »Grüß Gott« von der Haushälterin geöffnet.

»Grüß Gott, Gretchen«, erwiderte Johanna. »Ist Hochwürden da?«

»Sie haben Glück, Fräulein Kohlmeier. Vor ein paar Minuten ist er von einem Krankenbesuch zurückgekommen.« Einladend öffnete sie die Tür etwas weiter.

»Danke schön.« Als Johanna eintrat, kam auch schon Pfarrer Pfrengle mit einem strahlenden Sonntagslächeln auf sie zu.

»Das ist ja eine Freude, Sie zu sehen, Fräulein Kohlmeier. Kommen Sie doch herein in die gute Stube. Gretchen, machen Sie uns eine Tasse Tee? Es ist recht frisch draußen, ich habe noch ganz kalte Hände.« Zur Bestätigung rieb er seine großen Hände aneinander, dann öffnete er die Tür zu seinem Arbeitszimmer und bat Johanna einzutreten.

Sie schaute sich kurz um, bevor sie sich setzte. Der Raum wurde von einem riesigen, mit Büchern und Schriftstücken übersäten Schreibtisch beherrscht, sie schätzte, dass ihre Küche gerade einmal so groß war. In der dem Fenster gegenüberliegenden Ecke stand ein

kleiner Altar, auf dem ein Strauß Maiglöckchen seinen zarten Duft verströmte.

Sie hatte es sich gerade in einem der beiden zierlichen Sessel bequem gemacht, in deren Mitte ein rundes Tischchen stand, als die Haushälterin schon mit zwei Tassen dampfenden Tees hereinkam.

Sie nahm eine Tasse, nippte vorsichtig an dem heißen Getränk und fühlte den durchdringenden Blick des Pfarrers auf sich ruhen.

»Nun, Fräulein Kohlmeier, ich freue mich, dass Sie den Weg zu mir gefunden haben. Ich hoffe, es geht Ihnen gut?«

»Ähm, ja, es geht«, stammelte Johanna, »wir haben ja vereinbart, dass wir wieder miteinander sprechen, wenn ich mir Gedanken zu Ihrem Vorschlag gemacht habe.«

Pfarrer Pfrengle beugte sich in seinem Sessel vor. »Und wohin haben Sie Ihre Gedanken geführt?«

Sie rutschte unruhig hin und her. Wie sollte sie beginnen? Ein paar endlose Momente war es still, außer dem gleichmäßigen Ticken der Wanduhr war kein Geräusch zu hören.

»Nun, es ist so ...«, begann sie zögerlich. »Ihr Vorschlag kam doch ziemlich überraschend für mich.«

»Ja, ja, das kann ich mir denken.« Der Geistliche nickte ihr lächelnd zu. »Aber Sie wissen, Fräulein Kohlmeier, Gottes Wege sind unergründlich. Und dass er mich mit diesem Vorschlag zu Ihnen geführt hat, nun ja –« Er breitete die Hände zu einer einladenden Geste aus und sprach nicht weiter.

Johanna räusperte sich. »Es ist nicht leicht für mich, Hochwürden, eine Entscheidung zu treffen. Ich hoffe, Sie verstehen das.«

Wieder erhielt sie nickende Zustimmung.

»Mein Leben ist gut so, wie es zurzeit ist. Ich habe die Kinder in der Schule, ich habe das Leben, das ich mir gewünscht habe. Und ich denke, dass auch der Herrgott nichts an meinem Leben auszusetzen hat.«

»Ganz gewiss nicht, mein liebes Kind. Ganz gewiss nicht.«

»Und daher kann ich nicht einfach so Ja sagen und alles aufgeben.« Sie machte eine Pause und atmete tief durch, vor dem, was

sie sagen wollte, hatte sie selbst Angst. »Auf der anderen Seite ist es so, dass ich Kinder sehr liebe. Und eigene Kinder sind natürlich etwas ganz anderes, als Kinder nur im Schulunterricht um sich zu haben.«

Sie seufzte und hoffte, der Pfarrer würde etwas sagen. Aber er blieb still, nur seine Augen blitzten hoffnungsvoll.

»Ich will ehrlich sein, Hochwürden.« Sie wusste, sie musste ihre Gedanken offenbaren, sonst würde sie nicht weiterkommen. »Ich bin hin- und hergerissen. Es gibt Tage, da sage ich ganz klar: Nein, eine Heirat kommt überhaupt nicht infrage. Und dann wieder kann ich mir diese Ehe doch vorstellen, weil ich eine eigene Familie haben möchte.« Sie schaute auf ihre Hände. »Und dann kommen natürlich die Zweifel, ob es das Richtige ist. Ob ich überhaupt eine gute Hausfrau und Mutter sein kann.«

Pfarrer Pfrenge lehnte sich in seinem Sessel zurück und betrachtete sie mit gütigem Blick.

»Fräulein Kohlmeier, ich kann Ihre Zweifel verstehen. Natürlich ist das eine große Entscheidung, die Sie zu treffen haben. Aber seien Sie gewiss, unser Herrgott im Himmel hat diesen Weg für Sie ausgesucht, er wird Sie auch immer leiten und unterstützen.« Er faltete die Hände vor seinem Bauch. »Immer wird er das tun.«

»Ja, aber – kann der Herrgott das wirklich so genau wissen?«, fragte Johanna und bebte innerlich.

»Kein aber, Fräulein Kohlmeier! Keine Zweifel! Natürlich weiß unser Herrgott, was das Beste für Sie ist! Sagen Sie ja zu dieser Ehe. Ich bin mir sicher, auch Herr Feldle wird zustimmen. Und Sie sind beide noch im besten Alter, Sie können eine gute, gottesfürchtige Ehe führen. Und ich bin mir sicher, Sie werden eine tüchtige Hausfrau und eine liebevolle Mutter sein. Ganz sicher werden Sie das sein.« Nun war er etwas außer Atem und nahm seine Teetasse, um einen Schluck zu trinken. Dann fuhr er fort: »Sagen Sie zu, dann werde ich nächste Woche mit Herrn Feldle sprechen.« Er beugte sich vor und versuchte Johannas Blick einzufangen.

Sie schloss die Augen, um sich zu sammeln. Für eine Sekunde sah

sie sich selbst, glücklich lächelnd, mit einem Säugling auf dem Arm. Dann war sofort die Erinnerung an den Traum wieder da, in dem sie ein Kind gestillt hatte.

Sie hielt kurz den Atem an, dann schnappte sie nach Luft und öffnete die Augen. Pfarrer Pfrengle saß ihr immer noch in vorgebeugter Haltung gegenüber.

»Nun, Fräulein Kohlmeier, was sagen Sie?«

Sie zögerte, öffnete den Mund, um »Ja« zu sagen, blieb aber stumm. Sie schaute dem Pfarrer in die Augen, dann wandte sie sich ab, um den Blick der Marienstatue einzufangen, die neben dem Maiglöckchenstrauß auf dem Altar stand. Nein, sie konnte heute noch nicht zustimmen. Ich muss beten, der Gedanke kreiste unaufhörlich in ihrem Kopf.

»Geben Sie mir noch ein paar Tage, Hochwürden. Bitte! Ich muss noch einmal allein darüber nachdenken.«

Mit diesen Worten stand sie auf. Die Enttäuschung des Pfarrers war mit Händen zu greifen. Nach einer kurzen Verabschiedung verließ sie das Pfarrhaus.

Entscheidungen

Juni 1916

Johanna konnte sich nicht erinnern, jemals in ihrem Leben so aufgeregt gewesen zu sein. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, sie schwitzte und ihre Hände zitterten.

Nachdem sie sich in den vergangenen drei Wochen nahezu ununterbrochen Gedanken darüber gemacht hatte, ob sie auf den Vorschlag des Pfarrers eingehen sollte oder nicht, saß sie nun in der Stube des Pfarrhauses. Ein letztes inniges Gebet zur Jungfrau Maria hatte ihr die Gewissheit gegeben, sich für die Heirat zu entscheiden.

Jetzt wagte sie kaum, den Blick zu heben. Ihr gegenüber saß Karl Feldle, der außer einem gemurmelten »Grüß Gott« bisher nichts gesagt hatte. Er war schon vor Johanna da gewesen und wirkte verloren auf dem breiten Sessel.

»So, meine lieben Kinder«, eröffnete Pfarrer Pfrengle das Gespräch und rieb sich die Hände. »Dann wollen wir mal sehen, wie das wird mit Ihnen beiden.«

Johanna blickte auf und geradewegs in Karls Gesicht, der ebenfalls den Kopf gehoben hatte. Dessen Gesichtsfarbe wechselte von Leichenblass zu Puterrot. Er senkte sofort wieder den Kopf und sah auf seine ineinander verschränkten Hände.

Erwartungsvoll schaute der Geistliche zwischen Johanna und Karl hin und her.

Als beide schwiegen, räusperte er sich laut und fuhr fort: »Ich muss zugeben, auch für mich ist die Situation etwas ungewohnt, aber unser Vater im Himmel hat uns bis hierher gelenkt, und nun wollen wir sein Werk vollbringen.«

»Hochwürden, ich –«, begann Johanna, weil sie glaubte, etwas

sagen zu müssen, war aber gleich wieder still, ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»Mein liebes Fräulein Kohlmeier, lieber Herr Feldle, ich freue mich sehr, dass ich Sie heute hier habe. Herr Feldle, Sie sind noch in Trauer um Ihre liebe Frau Theresia, aber ein Mann mit sechs Kindern sollte nicht allein bleiben. Die Kinder brauchen eine Mutter, die Kinder müssen versorgt und natürlich weiter im christlichen Glauben erzogen werden!« Er hob mahmend den Zeigefinger der rechten Hand.

»Und deshalb ...«, er machte eine kurze Pause, als Gretchen eintrat und eine Kanne Kräutertee und drei Tassen auf den Tisch stellte. Nachdem er eingeschenkt hatte, trank er schlürfend einen großen Schluck, dann schaute er Johanna und Karl erwartungsvoll an. Er wischte sich ein paar Schweißtropfen von der Stirn.

Aha, der Pfarrer ist auch aufgeregt, dachte Johanna und räusperte sich. »Hochwürden, Herr Feldle, natürlich ist das heute ein besonderer Tag, und ich –«, sie stockte und wusste nicht, wie sie weiterreden sollte.

»Ja genau, das ist ein besonderer Tag, Fräulein Kohlmeier. Für Sie beide.« Er schaute mit einem Augenzwinkern, das sie wohl aufmuntern sollte, zwischen beiden hin und her.

»Sie haben mit mir gesprochen, und Sie haben beide den Willen bekundet vor Gott und der Kirche den heiligen Bund der Ehe schließen zu wollen.«

»Ja«, antwortete Johanna leise.

Karl nickte unmerklich.

Pfarrer Pfrenge atmete tief durch, er wirkte ungeduldig.

»Natürlich sind die Umstände ungewöhnlich. Ich weiß, dass Sie gottesfürchtige Menschen sind, Sie haben beide mit unserem Herrn Zwiesprache gehalten. Und der Herr hat Sie in Ihrem Entschluss geleitet. Sie dürfen jederzeit auf unseren Herrgott vertrauen. Er leitet Sie auf die richtigen Wege. Ich bin der festen Überzeugung, dass Sie das Richtige tun und den Weg gehen, den unser Herrgott für Sie vorgezeichnet hat.«

Es entstand erneut eine Pause, und alle tranken ihren Tee. Johanna beobachtete Karl über ihren Tassenrand hinweg, er wirkte, als ob er gleich kraftlos vom Stuhl rutschen wollte. Sie fragte sich, warum er eingewilligt hatte, diese arrangierte Ehe einzugehen. War es die Liebe zu seinen Kindern, oder waren es praktische Erwägungen hinsichtlich der Haushaltsführung? Sie hoffte auf Ersteres und darauf, dass sie als Eheleute zumindest gute Freunde werden konnten.

Auch Pfarrer Pfrengle schien Karls Unsicherheit zu bemerken, denn er beugte sich vor und klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. »Herr Feldle, Fräulein Kohlmeier, auch wenn unser Herr Sie auf diesem Weg leitet, sollten Sie sich doch ein wenig kennenlernen.« Er schaute fragend zwischen ihnen hin und her.

»Ja, das wäre schön«, antwortete Johanna.

Karl nickte nur.

»Dann schlage ich vor, dass Sie beide vielleicht jetzt einen kleinen Spaziergang machen, dann können Sie sich in Ruhe unterhalten.« Mit diesen Worten stand er auf. »Und den nächsten Termin machen wir bei Ihnen im Haus, Herr Feldle. Ihre Eltern sollten Ihre künftige Ehefrau doch auch kennenlernen.« Dabei zwinkerte er ihm zu, aber Johanna hatte den Eindruck, dass Karl diesem Termin mit gemischten Gefühlen entgegensah.

Pfarrer Pfrengle schob sie mit weiteren salbungsvollen Worten aus dem Pfarrhaus hinaus.

Ohne sich abzusprechen, schlugen beide den Weg zum Lenzerweiher ein.

Wieshofen, 18. Juni 1916

Liebe Eltern,

ich hoffe, Ihr seid bei guter Gesundheit. Nächsten Sonntag werde ich mit dem Zug nach Wangen fahren, um Euch zu besuchen. Es gibt große Neuigkeiten, die ich gern mit Euch besprechen möchte.

Ich werde heiraten!

Wahrscheinlich werdet Ihr jetzt denken, ich sei verrückt geworden, aber wenn Ihr gehört habt, wie alles gekommen ist, werdet Ihr Euch mit mir freuen.

*Ich bin sehr aufgeregt und sende Euch viele Grüße
Eure Johanna*

Nervös saß sie im Zug und schaute aus dem Fenster, ohne die vorbeiziehende Landschaft wahrzunehmen. Sie hoffte, dass ihr Brief rechtzeitig angekommen war, und versuchte sich vorzustellen, wie die Eltern darauf reagiert hatten.

Eine halbe Stunde später stand sie mit klopfendem Herzen vor der Haustür in der Roßgasse.

Ihre Mutter Kreszentia öffnete mit versteinierter Miene die Tür, bevor Johanna sich bemerkbar machen konnte. Ihr Vater stand in der Tür, die vom Flur in die Stube führte, seine Miene konnte sie nicht deuten.

»Du hast uns ja einen ganz schönen Schrecken eingejagt.« Die Begrüßungsworte der Mutter weckten in Johanna sofort Widerstand und Trotz.

»Komm erst einmal herein.« Die Stimme des Vaters hörte sich wenigstens freundlich an.

Als Johanna wenig später mit den Eltern in der Stube bei Kaffee und Kuchen saß, herrschte zunächst eine bedrückende Stille, bis ihr Vater Benno die Stimme erhob. »Das ist wohl nicht dein Ernst, dass du jetzt heiraten willst«, sagte er lauter als notwendig.

»Wir haben uns sofort gefragt, was in dich gefahren ist«, ergänzte die Mutter. »Du kannst doch nicht einfach so deinen guten Beruf aufgeben und heiraten! Wen willst du überhaupt heiraten? Bisher hast du noch von niemandem erzählt.«

»Mutter«, unterbrach Johanna die Rede. »Lasst es mich euch erklären. Es war so, dass der Pfarrer –«

Ihr Vater stellte die Kaffeetasse klirrend ab. »Was hat denn der

Pfarrer damit zu tun? Hat er dir die Flausen von einer Heirat in den Kopf gesetzt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Also Vater, ich muss mich wundern –« Wieder wurde sie unterbrochen.

»Nein, *wir* müssen uns wundern«, legte ihr Vater nach. »Wie kannst du nur deine schöne Ausbildung einfach so hinwerfen? Um dir das zu ermöglichen, habe ich mich krumm gearbeitet!«

Johannas Magen verkrampfte sich. Sie wollte sich nicht mit den Eltern streiten. Sie hatte auf ein ruhiges, verständnisvolles Gespräch gehofft. Aber gut, wenn sie die Konfrontation wollten! Sie schlug mit der rechten Hand auf den Tisch. »Also, jetzt reicht es mir. Entweder ihr hört mir zu oder ich gehe. Dann könnt ihr denken, was ihr wollt!«

Ihre Eltern schauten sie mit offenem Mund an und blieben still. Sie nutzte die Pause, um zu erzählen, wie alles gekommen war. Erzählte von ihren Zweifeln, von der immer stärker werdenden Sehnsucht nach einem eigenen Kind, von der Stimme Gottes, die sie geleitet hatte, von den Gesprächen mit Karl und seinen Eltern und der Entscheidung, diese Ehe mit einem noch fremden Menschen zu wagen.

Als sie geendet hatte, war es für eine Weile still in der Stube. Ihr Vater fasste sich zuerst. »Na ja, wenn schon alles beschlossen ist ...« Er machte eine Pause, in der er sich mit beiden Händen durchs Gesicht fuhr. »Das Wort und der Rat deiner Eltern zählen wohl nicht mehr.« Sie erkannte die Enttäuschung in seinem Blick. »Dann bin ich mal gespannt, was unsere Nachbarn sagen, wenn sie das hören. Den Sohn vom Meier hast du nicht gewollt, aber jetzt heiratest du einen Mann mit sechs Kindern, den du nicht mal kennst.« Er lachte bitter. »Nicht zu fassen ist das.«

Ihre Mutter hatte Johannas Erzählung still gelauscht und warf die Kuchengabel, die sie die ganze Zeit in den Händen gedreht hatte, auf den Tisch. Dann stand sie auf und blieb vor Johanna stehen.

»Ich kann es nicht glauben. Nach allem, was ich für dich getan habe. Hast du vielleicht vergessen, wie ich für dich gekämpft habe?

Dass du aufs Gymnasium gehen konntest, hast du mir zu verdanken.« Sie klopfte sich mit der flachen Hand auf die Brust. »Nur mir allein. Und dein Lehrerinnenseminar! Meinst du, das war leicht für mich, deinen Vater umzustimmen? Vom Geld mal ganz abgesehen.«

Johanna hatte genug von den Vorhaltungen. »Natürlich weiß ich, dass das alles nicht leicht war für euch. Aber trotzdem bin ich fest davon überzeugt, dass ich jetzt den richtigen Schritt mache, wenn ich Karl heirate.«

Ihre Mutter wurde laut. »Ha, dass ich nicht lache. Der richtige Schritt, das war dein Leben in der Schule. *Das* war das Richtige für dich. *Damit* warst du glücklich.«

So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her. Als die Wanduhr halb fünf anzeigte, stand Johanna auf. »Ich denke, wir brechen unser Gespräch jetzt besser ab. Ich muss zum Zug.«

Die Eltern erhoben sich ebenfalls.

»Johanna, wir wollen doch –«, begann ihr Vater und hob mit einer hilflosen Geste beide Hände.

Sie unterbrach ihn. »Vater, wir lassen es jetzt. Wir sind nun einmal verschiedener Meinung. Das werden wir so schnell leider nicht ändern können.«

Sie ging in den Flur und nahm ihre Handtasche vom Wandhaken. Als sie die Hand auf die Klinke der Haustür legte, drehte sie sich noch einmal um.

»Die Hochzeit wird am 10. August sein, in der Kirche in Lenzhofen. Den Termin könnt ihr euch schon mal merken. Aber ich werde euch vorher sicher noch einmal schreiben.«

Mit diesen Worten verließ sie ihr Elternhaus.

Allgäu 1916.

Zwei Menschen, die sich nicht kennen.

Eine vom Pfarrer arrangierte Ehe.

Eine Liebe, die nicht sein darf.

Das ist die Geschichte von Johanna, einer starken Frau, die ihren ursprünglichen Lebensentwurf auf den Kopf stellt und in bewegten Zeiten um ihre Familie und ihre Träume kämpft.

In der Familiensaga *Sommerkinder* greift Regina Pietsch eine wahre Begebenheit aus dem Familienkreis auf und entwickelt daraus eine spannende Geschichte.

Mit diesem Buch möchte sie all jenen Frauen ein Denkmal setzen, die sich weit über ihre Kräfte hinaus für ihre Familie eingesetzt haben und deren Namen und Wirken zwei Generationen später fast vergessen sind.

PMLAKEMAN-VERLAG.DE

PM

LAKEMAN
VERLAG

16,00 € [D]

16,50 € [A]

ISBN 978-3-9823727-8-5



9 783982 372785